



ES WAR EINMAL ...

29. September 2019

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EINE FREISTUNDE. Und da sie auf die sechste Stunde fiel, durften wir nach Hause gehen. Das heißt, die Busecker und Rödgener Fahrschüler trotteten zum Bahnhof. Wir besuchten noch nicht lange die höhere Schule in Gießen und fühlten uns deshalb unsicher. Daher blieben wir möglichst zusammen: Eckard Rühl, Gerhard Wagner (das „Kimmelche“), Bernd Schneider, Albert Gröger, Bernd Seipp und ich. Die Sexta des Alten Realgymnasiums (das später in Herderschule umbenannt wurde) zählte 53 Buben. Wenn ich richtig gerechnet habe, hatte man uns dort vor Ostern 1952 eine Woche lang geprüft und schließlich aufgenommen.

Hatten wir sehr viel Zeit, gingen wir nicht den kürzesten Weg. Wir erkundeten die ziemlich zerbombte Stadt. An diesem Tag, an dem wir besagte Freistunde hatten, studierten wir jedes schon wieder bestückte Schaufenster. Plötzlich knallte es links und rechts, und zahlreiche Kerle, ein, zwei Jahre älter als wir, schlugen mit Peitschen auf uns ein. Wir versuchten wegzulaufen, was uns aber nicht gelang. Die Lederriemen der Fremden erreichten unsere Rücken und Köpfe, wohin wir auch rannten.

Eckard war ein herausragender Ringer. Bernd aus Rödgen der beste Boxer des Schulhofs, der sich erfolgreich auch mit älteren Schülern prügelte. Aber die Bande verstand ihr Handwerk. Wenn Bernd den Anführer der Aggressoren vor die Fäuste bekam, wenn Eckard einen anderen in den Schwitzkasten nahm, klatschten dennoch genügend Riemen auf die Hände und Gesichter unserer Kameraden.

Die Strauchdiebe trieben uns vor sich her. Auf diese Weise gelangten wir in die Alicenstraße. Als wir in die Bahnhofstraße einbiegen wollten, stießen wir auf einen riesengroßen Polizisten, der tatsächlich noch einen glänzenden Tschako trug. Die Wegelagerer waren wie vom Erdboden

verschluckt. Die Uniform mit den polierten Knöpfen hatte sie wohl vertrieben. Hastig erklärten wir dem Beamten, dass wir überfallen worden waren. Zwei von uns bluteten an Stirn und Wangen.

„Die kommen von der Gummi-Insel, ihr müsst euch immer da aufhalten, wo möglichst viele Menschen sind“, sagte der Mann, der uns bis zum Bahnhof begleitete. Doch wir fühlten uns erst sicher, als der Zug sich in Richtung Fulda in Bewegung setzte.

Die nächsten Tage ließen wir äußerste Vorsicht walten. Einige der Gießener Mitschüler, mit denen wir normalerweise eine manchmal gehässige Rivalität pflegten, hielten plötzlich zu uns und eskortierten uns zum Bahnhof oder zur Haltestelle oben in der Licher Straße. Nun nannten sie uns nicht mehr „Bauern“, und wir verzichteten auf die Titulierung „Gießener Schlammbeiser“.

Wir wurden nie wieder von den Burschen der Gummi-Insel behelligt.

Das alles fiel mir wieder ein, als ich neulich einen Zeitungsartikel über umfangreiche Baumaßnahmen auf der Gummi-Insel in der Weststadt las. Unter anderem hieß es da: „Die 78 Backsteinhäuschen sind in den 1930er Jahren entstanden. Sie waren Notquartiere für jenische Gewerbetreibende, Schausteller, Altwarenhändler und Nachfahren heimischer Sinti-Familien. Die Bezeichnung Gummi-Insel erhielt das Viertel wegen der nahen Gummi-Fabrik Poppe. Außerdem verwandelten zahlreiche Überschwemmungen der Lahn die Siedlung tatsächlich häufig in ein Eiland.“

Irgendwie erinnert mich die Geschichte auch an die Probleme, die es heutzutage mit Menschen gibt, die sich nicht in unsere Gesellschaft integriert haben. Aus welchen Gründen auch immer.